

Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 36 (1984)

Artikel: Der Randen : Werden und Wandel einer Berglandschaft
Autor: Russenberger, Hans
Kapitel: Der Hausberg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584704>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Hausberg

Die Drei ist eine symbolträchtige, geheimnisumwitterte Zahl, sie geistert beinahe in allen Bereichen menschlichen Denkens und Handelns. Im Mythos vieler Völker und in manchen Religionen gilt sie als heilig, als göttliche Dreiheit finden wir sie im alten Ägypten, im Hinduismus, in der Trinität des Christentums. Unsere Tage sind prosaischer geworden, die Zauberkraft der Drei scheint verschwunden. Noch erfreuen uns Dur- und Moll-Dreiklänge, aber Dreisätze, mit denen sich die Schüler plagen, und trigonometrische Lehrsätze der Gymnasiasten entbehren aller Mystik. Aus rein nüchternen Überlegungen teilt der Geologe das Juragestein, das auch unseren Randen aufbaut, in drei Gruppen. Die unter der Juraformation liegende Trias unterteilt er, wie der Name andeutet, wieder in drei Hauptabschnitte. Einst wurde die Randenhochfläche nach dem System der Dreizelgenwirtschaft bebaut. Mit Mythos hat dies alles nichts zu tun, trotz alledem geistert die Drei weiterhin im Volksglauben. Manche Verhaltensforscher behaupten, bei unseren entferntesten Vorfahren hätte der Zahlenbegriff mit drei aufgehört, und vielleicht deshalb spottet man von einem nicht mit Geistesgaben Gesegneten, er könne nicht auf drei zählen.

Der alte Volksglaube, dass aller guten Dinge drei seien, gilt für den Schaffhauser auch heute noch zu vollem Recht: Die Natur hat ihm ein wahrlich königliches Dreigestirn zu treuen Händen überlassen: Rheinfall, Rhein und Randen. Unter diesen genießt der Rheinfall zweifellos die höchste Wertschätzung, verbindet sich doch bei ihm Naturschauspiel in angenehmster Weise mit handgreiflichen, pekuniären Vorteilen. Merkwürdigerweise besuchen die meisten Schaffhauser dieses Repräsentationsstück unserer Heimat nur dann, wenn sie weither gereiste, werte Gäste dorthin begleiten, ein beinahe zum Ritual gewordener Brauch, gleich jenem der Regierungen, die hohe, politische Besuche bei ihrer Ankunft über den traditionellen, roten Teppich schreiten lassen. Die Schaffhauser wissen den aus dem Bodenseeraum anreisenden Gästen einen weit würdigeren Empfang: Weisse Schiffe tragen sie auf dem blaugrünen Band des Rheinstromes von Stein zur Munotstadt, auf täglich, ja stündlich neuen Wassern. Sie gleiten vorbei an schmucken Dörfern, fruchtbaren Gefilden und zwischen bewaldeten Hängen, in denen auf dunklen Tannen reglos die Graureiher sitzen, vorbei an langsam stromauf gleitenden Weidlingen, von tuckernden Motoren getrieben oder am Ufersaum von sonnengebräunten Männern gestachelt. Zu beiden Seiten des Schiffes, gleichsam einer Ehrengarde paddelt, rudert und schwimmt Schaffhauservolk. Rebberge säumen rechtsseitig das Ufer beinahe bis mitten in die Stadt. Würdet ihr aber an der «Schiffländi» einen der ankommenden Reisenden fragen, ob er auf der Herfahrt des Schaffhausers Hausberg bemerkt habe, ihr würdet zweifellos in hilflos fragende Augen blicken. Wohl mag er den weit-

gestreckten Waldhorizont im Rücken der Stadt erblickt haben, doch wird die dunkle Silhouette, hinter der an Sommerabenden die Sonne rotgolden verglüht, kaum den Eindruck eines Gebirges erwecken, nur aus dem Klettgau oder Wutachtal betrachtet, präsentiert sich der Randen als Berglandschaft. Dies ist in seinem geologischen Bau begründet, wie wir später sehen werden. Vorerst bleibe ich dabei, der Randen, heute als Wandergebiet und Erholungsraum umsorgt, von Geologen, Botanikern und Entomologen durchforscht, ist seit bald tausend Jahren Schaffhausens Hausberg. Der Historiker mag dies belegen. Dr. Karl Schib schrieb in seiner «Geschichte der Stadt und Landschaft Schaffhausen»: «Zum Kerngebiet des Schaffhauser Stadtstaates wurde der Wildbannbezirk auf dem Randen, den Kaiser Heinrich IV. 1067 dem Grafen Eberhard von Nellenburg überlassen hatte und den dessen Sohn Burkhard 1092 dem Kloster Allerheiligen schenkte.» An anderer Stelle lesen wir: «In diesem Wildbannbezirk gab es aber in der Ausübung der staatlichen Hoheitsrechte keinen Konkurrenten, deshalb konnte er zur Urzelle des Stadtstaates werden.» Im 1973 erschienenen Fotobuch «Randen» schrieb Kurt Bächtold: «In den Randentälern erlernten die Stadtherren das Regieren, hier hielten sie die ersten Gerichte ausserhalb der Stadtmauern ab, hier erwachte die Lust an der Beherrschung bäuerlicher Untertanen.»

In der Urkunde aus dem Jahre 1067 wird ein Teil des Randenbergländes als Wildbanngebiet erwähnt, ein Wildbannbezirk also vor mehr als 900 Jahren, das macht beinahe ein halbes Jahrtausend, bevor 1548 der Freiberg Kärpf geschaffen wurde, auf den die Glarner als heute noch bestehendes, ältestes Wildschutzgebiet der Schweiz stolz sind.

«Schaffhouse, c'est la liberté», erklärte der französische Staatspräsident François Mitterrand an einer Pressekonferenz in Bern anlässlich seines Staatsbesuches in der Schweiz im April 1983. Diese Äusserung war nicht politisch zu verstehen. Den neugierigen Journalisten erzählte der hohe Gast von seiner missglückten Flucht aus der deutschen Kriegsgefangenschaft. Monatlang vorher habe er auf der Landkarte das Schaffhauserland studiert und deutete den Zeitungsleuten an, er kenne es besser als viele unter ihnen. Doch als er auf seiner Flucht schon die Freiheit, die Hügel des Randens als Wegweiser vor Augen gehabt habe, da sei er wieder geschnappt worden. Das damals unerreichte Ziel der Freiheit, la liberté, von der Monsieur le Président sprach, mit ihm war Schaffhausens Hausberg gemeint.

Manche Schweizer Stadt hat ihren Hausberg. Fragt einen Genfer danach, nicht einen der Zugezogenen, die in internationalen Büropalästen zwischen Papierbergen ihre Tage vertrödeln, sondern einen Alteingesessenen, er wird euch den Salève nennen, ungeachtet der Tatsache, dass dieser Bergrücken jenseits der

Grenzsteine in französischen Landen liegt. Auf keinem Luzerner Werbeprospekt dürfte der Pilatus als imposanter Hintergrund fehlen. Diesem Luzerner Hausberg ist der Schaffhauser Naturfreund unbekannterweise zu Dank verpflichtet, denn auf ihm entstand der Gedanke an einen Verein zum Schutze der Randenlandschaft, seiner Flora und Fauna, der Randenvereinigung, der heute alle Schaffhauser Vereine und Gesellschaften von Rang und Namen angehören. Es begab sich folgendermassen: Manch biederer Schweizerbürger beneidet die Schulmeister ihrer langen Sommerferien wegen, glaubt, sie verbrächten diese in süssem Müssiggang. In Wirklichkeit befleissigen sich recht viele unter ihnen der Weiterbildung. Es muss im Sommer 1955 gewesen sein, damals fanden in Luzern Schweizerische Lehrerfortbildungskurse statt, dabei hatte ich einen Biologiekurs zu leiten. Es war naheliegend, hier, am Fusse der Berge, die Alpenvegetation in das Seminar einzubeziehen, und ich dachte an eine Exkursion auf den Pilatus. Da mir aber Vorkommen und Lage einzelner, alpiner Biotope auf diesem Berg unbekannt waren, wollte ich diese noch vor dem Kurs auskundschaften und fand im damaligen Biologielehrer der Luzerner Kantonsschule, Herrn Dr. Gamma, einen vortrefflichen Führer. Wir fanden eine reichhaltige Flora, von der Hochstaudenflur bis zur Schneetälchenvegetation, alles zumeist direkt am vielbegangenen Bergpfad. Als ich mich darob nicht wenig wunderte, belehrte mich mein Begleiter, es bestünde in Luzern ein Verein «Pro Pilatus», der sich Natur- und Landschaftsschutz auf diesem Berg zur Aufgabe gemacht habe. Viele seiner Mitglieder seien ehrenamtlich als Pilatuswächter tätig. Blitzartig wurde mir bewusst, dass in Schaffhausen eine ähnliche Organisation zum Schutze der Randenlandschaft viel beitragen könnte. Ich wusste auch sogleich, wohin ich mich wenden musste, denn seit der Gründung der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen vor mehr als 150 Jahren waren es stets Männer und Frauen dieses Vereins, die sich im Schaffhauserland am tatkräftigsten für die Erhaltung der Natur eingesetzt haben. Als ich im Vorstand, dessen Mitglied ich damals war, mein Anliegen vorbrachte, fand ich sogleich volle Unterstützung. Unter Beizug von Juristen wurde zur Erarbeitung der Satzungen eine Kommission bestellt, nicht zu verwechseln mit einer jener politischen, die oft eher einem Bestattungsinstitut gleichen, denn schon 1956 erfolgte die Gründung der Randenvereinigung. Nach einigem Zögern der um ihr Prestige besorgten hohen Regierung fand die feierliche Vereidigung der ersten paar Dutzend Randenwächter statt, im kantonsrätlichen Sitzungssaal, der wohl erstmals in solchem Ausmass die ehrenamtliche Verpflichtung von Frauen und Männern erlebte, denen weder Sitzungsgelder noch Spesenvergütungen winkten.

Nebst Verkehrssorgen, Jugendumruhen und einer Bahnhofstrasse, von der sie behaupten, sie sei die schönste Ladenstrasse Europas, haben die Zürcher ihren Üetliberg, von dem aus sie an sommerlichen Sonntagen zu Tausenden auf ihre

aus allen Nähten platzende Stadt schauen und auf ihren blauen, von Segeljachten weissgepunkteten See, in den weisse Dampfer silberne Furchen ziehen. Diesem überzüchteten Zürcher Hausberg vermag der Randen scheinbar nichts Ebenbürtiges zu bieten, von keinem seiner Aussichtspunkte öffnet sich dem Wanderer ein Blick auf den Kantonshauptort noch auf einen See, denn ausser einigen bescheidenen Weiherlein weist das Schaffhauserland kein stehendes Gewässer auf, nur an hellen Föhntagen vermag der in Geographie Kundige weit im Osten ein helles Gleissen als schimmernden Wasserspiegel des Untersees zu deuten. Wenn aber im Spätherbst oder an einem Wintertag der Meteorologe eine Temperaturinversion meldet, im Tal fröstelndkaltes Nebelgrau lagert, steige dann auf die Randenhöhen! Aus dem Nebelgewölk trittst du unter einen seidig-blauen Himmel, leise rieseln die letzten Rauhreifkristalle aus dem Geäst, wohliger räkelst du dich an der Sonne, dein Blick reicht über ein Nebelmeer vom Säntis bis weit in die Berner Alpen. Ein Tag auf dem Randen, an dem dir sozusagen fast die ganze Schweiz zu Füssen liegt.

Am Anfang war das Meer

Der Mensch wird stets von Eile geplagt. Bei olympischen Spielen zählt nur der Schnellste. Wenn ein Spitzensportler seine Konkurrenten um eine Hundertstelssekunde schlägt, ein Rennfahrer einen neuen Weltrekord aufstellt, dann werden all diese im Weltenlauf belanglosen Nichtigkeiten von Millionen Sportbegeisterten als gewaltiger Fortschritt der Menschheit bejubelt. Schneller, immer schneller, noch schneller, lautet der Zwang im Sport, im Verkehr, bei der Produktion der Lebensgüter. Gott gab die Zeit, von Eile hat er nichts gesagt, lautet eine alte Weisheit, aber Eile scheint ein menschliches Erbübel zu sein. Nur sechs Tage liessen die biblischen Denker dem lieben Gott Zeit, um Mutter Erde mit allem Drum und Dran zu schaffen: «Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut. Da ward aus Abend und Morgen der sechste Tag», steht im ersten Buch Mose. Die späteren Psalmisten gewährten Gott mehr Zeit, setzten die Schöpfungstage nicht irdischen gleich. Im 90. Psalm lesen wir: «Denn tausend Jahre sind vor dir wie der Tag, der gestern vergangen ist, und wie eine Nachtwache.» Es braucht 365 Tage, um ein Jahr zu vollenden, aber tausend mal tausend Jahre, um eine Million Jahre zu machen, und die Geologen messen heute die Jahrmillionen erdgeschichtlicher Epochen zu Zehner- oder gar Hunderterpaketen gebündelt. Die Ablagerung des jüngsten Randengesteins liegt etwa 160 Millionen Jahre zurück und erstreckte sich über 25 bis 30 Millionen Jahre. Dies sind für menschliche Vorstellung unfassbare Zeiträume. Trotzdem